Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 8

Artikel: Schweizerdeutsch oder Schriftdeutsch : eine Sorge unserer Redner
Autor: Schwarzenbach, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079075

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Brief aus Bern

lissen herum, sondern in angeregte Gespräche vertiefte Besucher. Der Zuschauerraum gemahnt an ein modernes Kino. Auch lange Beine finden bequem Platz, die Sitze sind weich.

Hier genossen wir Georg Kreislers und Topsy Küppers' neuestes Programm «Protest nach Noten». Auch Kreisler kann sich offenbar der neuen Welle des Protestes nicht verschließen. Doch muß ich ihm zugute halten, daß seine Art trotz manchmal beißendem Zynismus zum Schmunzeln anregt. Wohl erstmals wird von einem Künstler – eingebaut ins abendfüllende Programm – die Kunstkritik prinzipiell angegriffen: die Zeitungen hätten über kulturelle Ereignisse im Gegensatz zur bisher geübten Praxis keine Kritiken mehr zu schreiben, sondern lediglich darüber zu «berichten». Meines Erachtens sollten die Zeitungen gerade auf diesem Gebiet eher mehr Akzente setzen.

Einmal würde ich Ihnen auch einen Besuch an der Junkerngasse 37 empfehlen. Jeden Freitag um 20 Uhr 30 wird da etwas geboten, wozu trotz nonkonformistischem Gebaren ein Eintrittsgeld von zwei Franken erhoben wird. Aber von etwas müssen die Leute ja schließlich leben! Das Vortragsthema des Abends, zu dem wir gekommen waren, lautete: «Wie ‚verreisten' die Hexen? – Gab es eine magische Pflanzenkunde (Metabotanik)?» Der Referent hielt vor einem eher spärlichen Publikum einen denkbar schlecht vorbereiteten Mundartvortrag über Drogen und Hexen. Er wollte damit, wie er mehrmals wiederholte, lediglich «Facts» für eine Diskussion liefern, die dann leider wegen der typisch bernischen Zurückhaltung der Anwesenden nicht stattfand. Dafür weiß ich jetzt, daß ein Leben ohne Drogen kaum mehr möglich ist und Haschisch nicht kreativ wirkt, lediglich steigernd. Ein Zuhörer exemplifizierte: Wenn ich meine Steuererklärung ausfülle, nehme ich Haschisch; dank der steigernden Wirkung produziere ich sie gleich zehnfach. So!

Untergründige Grüße von
Ihrem Urs Berner

Schweizerdeutsch oder

Von Rudolf Schwarzenbach

Ein Architekt hat zwei Schulhäuser gebaut, eines in Sargans, eines in Niederurnen. — Nun plant er die Schlüsselübergabe-Reden. In Sargans erkundigt er sich und bekommt die Auskunft: Ja, man spreche schriftdeutsch, der Schulpräsident pflege es so zu halten und der Vertreter des Erziehungsdepartements ebenfalls. Und so ist es denn auch.

Drei Wochen später fährt er nach Niederurnen, zwar in den Nachbarkanton, aber keine fünfzig Kilometer weit weg. Die zweite Rede, wohlabgestimmt, schriftdeutsch, in der Tasche. Nun spricht auch hier der Schulpräsident — schweizerdeutsch; der Erziehungsdirektor — schweizerdeutsch. So übersetzt halt auch der Architekt, so gut es geht, ab Blatt ins Schweizerdeutsche.

Man braucht nicht einmal den Kanton, ja nicht einmal den Ort oder den Anlaß zu wechseln, um solche Beobachtungen anzustellen. In ein und derselben Zürcher Vorortsgemeinde, in der gleichen Vortragsreihe über Kindererziehung habe ich erlebt, wie sich ein erster Arzt entschuldigte, daß er schweizerdeutsch spreche, ein zweiter, eine Woche später, daß er das Schriftdeutsche wähle. — Die Fragen der Schulhausarchitektur sind nicht einfach, die der Kindererziehung noch weniger; die Spielregeln, denen unser öffentlicher Sprachbrauch folgt, mögen da ungefähr die Mitte halten.

Der Berner hats einfacher

Daß Unterschiede von Gegend zu Gegend bestehen, läßt sich auch am Beispiel unserer Parlamente veranschaulichen. Erst kürzlich hat der Berner Große Rat wieder seinen Willen bekundet, daß er, soweit sich nicht Abgeordnete aus den welschen Landesteilen des Französischen bedienen, am Berndeutschen als Verhandlungssprache festhalten wolle. Auch in den heutigen Landsgemeindekantonen sowie in Schwyz, Uri und Baselland wird schweizerdeutsch debattiert, während in Baselstadt, Luzern, Zug und Zürich, in Sankt Gallen, im Thurgau und in Graubünden Schriftsprache üblich ist. Nicht unangefochten allerdings: ein Basler Schützenvereinspräsident schreibt mir beispielsweise, er könne nicht begreifen, warum der Große Rat seines Standes noch an diesem alten Zopf festhalte (obwohl ein entsprechender Antrag im Rat schon 1954 abgelehnt worden ist).

Im Zürcher Kantonsrat hatte zwar 1938 der nachmalige Bundesrat Streuli demonstrativ Dialekt zu sprechen begonnen, doch blieb es nach einer lebhaften Auseinandersetzung bis heute beim Schriftdeutschen, im Gegensatz zum Stadtparlament, wo sich seit Adolf Guggenbühls Vorstoß im gleichen Jahr eine gemischte Praxis durchgesetzt hat. Nurmehr knapp die Hälfte der Ratsherren halten sich heute durchwegs ans Schriftdeutsche, während ein Drittel vorwiegend und die restlichen wenigstens gelegentlich Mundart sprechen.

Je weiter man in die Ostschweiz kommt, um so selbstverständlicher gilt in den Räten das Schriftdeutsche: im Winterthurer Gemeinderat war eine Zeitlang der einzige, der Mundart sprach, ein niedergelassener Ber-

Schriftdeutsch

Eine Sorge unserer Redner

ner, in Frauenfeld hielt man es noch 1946 bei der Gründung des Stadtparlaments für überflüssig, auf die Frage der Sprachform überhaupt einzutreten.

In Gemeindeversammlungen allerdings, an denen alle Stimmbürger teilnehmen können, kommt es heute auch in dieser Region kaum mehr vor, daß der Gemeindepräsident oder ein «Gstudierter» das Schriftdeutsche für angebrachter hält, wie es noch vor einem halben Jahrhundert da und dort üblich gewesen ist.

An örtlichen Schützenvereinsempfängen vollends — ich habe mich nach dem Eidgenössischen Schützenfest 1963 bei den 100 erfolgreichsten deutschschweizerischen Vereinen erkundigt —, gilt die Mundart allerorten auch in Deutschbünden und im Oberwallis, als Selbstverständlichkeit.

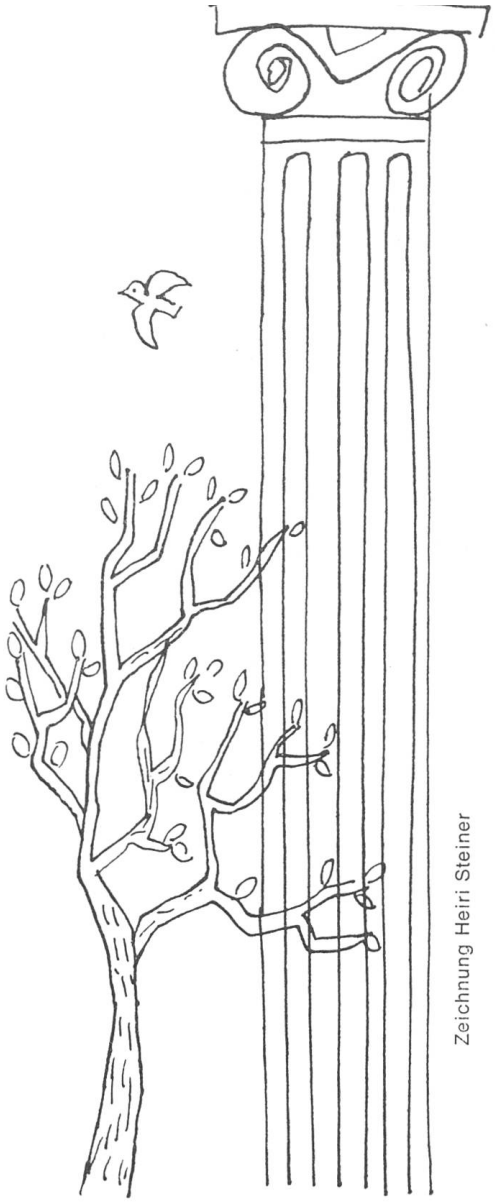
Ein Abschnittchen Schweizer Knigge

Einigkeit herrscht umgekehrt auch darüber, daß das Schweizerdeutsche fehl am Platz ist, wo in einer Rede fremde Gäste angesprochen werden. So wirkte es an einer Diskussion über Theaterprobleme in Zürich recht peinlich, daß einige Teilnehmer dem damaligen, eben aus Deutschland zugezogenen Stadttheater-Direktor Graf schweizerdeutsche Voten zumuteten. Auch die Augustredner in unsern Kurorten lassen es sich angelegen sein, Rücksicht auf die Gäste aus andern Sprachgebieten zu nehmen, es sei denn, man habe den Touristenrummel für einmal satt wie 1963 in Luzern, als man die Bundesfeier auf einen stilleren Platz verlegte, um unter sich zu sein — da sprach dann freilich der Stadtpräsident auch Luzerndeutsch. Im Parlament unserer Limmatstadt dagegen überzeugt das Argument eines Gemeinderats, er spreche schriftdeutsch, um auch von ausländischen Tribünengästen verstanden zu werden, weniger . . .

Gelegentlich führen auch die Unterschiede zwischen den verschiedenen schweizerdeutschen Dialekten selbst zu Verständigungsschwierigkeiten. Zwar ist es ein Berner Oberländer oder ein Oberwalliser gewohnt, im Umgang mit Unterländern extreme Eigenheiten seines Dialektes durch gemäßigte, allgemein verständliche Formen zu ersetzen; dennoch erklärte mir ein Adelbodner, der in ein Gemeindeparlament im Mittelland gewählt worden ist, er ziehe dort noch immer das Schriftdeutsch vor, um ganz sicher zu sein, daß er mit seinen Argumenten und nicht bloß mit seinem Dialekt wirke. Aus dem gleichen Grund hat es sich ein nach Basel gewählter Berner Pfarrer zu versagen begonnen, seine Bibelstunden weiterhin im Dialekt abzuhalten: man habe über der Freude an seiner Mundart den Sinn für das Wesentliche seiner Worte verloren.

Nationalismus — Föderalismus — Demokratie

Kein Zweifel: das Schweizerdeutsche hat im öffentlichen Leben seit etwa 1925 zusehends an Boden gewonnen, am meisten in der Kirche und in der Armee. Wer nach den Gründen fragt, wird zuerst an die Stimmung vor und während des Zweiten Weltkrieges denken. Die Mundart galt

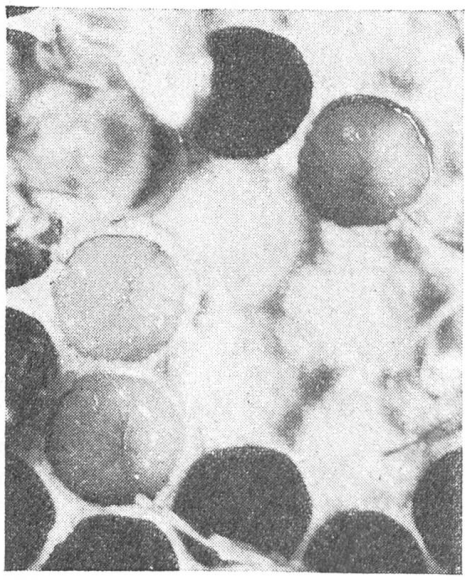


Zeichnung Heiri Steiner

Der Autor hat mit diesem Thema schon da und dort Staub aufgewirbelt. Er stellt einiges, das noch vor ein paar Jahren als absolut gesichert und wohlerwogen gelten konnte, in Frage oder mindestens zur Diskussion. Wir wollen es ihm nicht übelnehmen, wenn er die Mundartfreude unter seinen Kollegen – aber auch die Nachlässigen und Gleichgültigen – aus dem Busch klopft, auch wenn man da und dort die Akzente vielleicht anders setzen würde.

Das Hauptanliegen Schwarzenbachs ist, daß die Sprache lebendig weiterwachse, daß sie sich nicht konserviere. Ob dabei auf die ganz bewußte Mundartpflege zu Hause, in der Schule und etwa auch beim Radio verzichtet werden soll und ob tatsächlich schon so mancher ältere Ausdruck als gezwungen empfunden wird, ist wohl von Familie zu Familie, von Gegend zu Gegend sehr verschieden. Mir scheint, man könne noch «Feischter» anstatt «Fänschter» sagen, ohne sich besonders Mühe geben zu müssen.

B. H.



KLEINE DINGE

Von Willy Gamper

Lebende Thermostaten

Bienenbrut nimmt in der Insektenwelt eine Sonderstellung ein; sie hat eine auf den Tag genau bestimmte Entwicklungsdauer. Dies ist sonst nur bei Warmblütern der Fall. Insektenleben ist in all seinen Erscheinungen weitgehend von der Umgebungstemperatur abhängig; Kälte verlangsamt die Lebensfunktionen bis nahe an den völligen Stillstand, Wärme beschleunigt sie, zumindest innerhalb eines bestimmten Bereichs.

Anders bei den Bienen. Da verhält sich das Volk in manchen Belangen wie ein warmblütiger Organismus.

Zur kalten Jahreszeit ballen sich die Immen im Stock zu einem dichten Schwarm. Die geringfügige Wärmeerzeugung der vielen tausend Einzelinsekten summiert sich auf solche Weise zu einer deutlich spürbaren Heizwirkung. Im Winter beträgt die Temperatur im Innern einer Schwarmtraube 15 bis 20 Grad Celsius, auch

als Sprache der Heimat, wurde zur Demonstration gegen ein allzu schneidiges Hochdeutsch, wie es von Norden her über die Grenze klang. Bundesrat Minger erntete herzlichen Beifall, als er an der Zürcher Bundesfeier 1938 — wie es in Bern allerdings eh und je Brauch gewesen war — Mundart sprach. Armin Meili, der Chefarchitekt der Landi, sagte 1956 rückblickend im Nationalrat: «Der schweizerischen Sprache wohnt eine ungeheure Kraft inne. Vielleicht hat sie uns in den unheilschwangeren Jahren der Nazizeit mehr geschützt als unsere Festungswälle. Sie schaufelte tief im Abgrund, der ein geknebeltes, verführtes von einem freien Volk trennen mußte.»

Heute sind wir froh, nicht mehr Nationalismus demonstrieren zu müssen; das will nicht heißen, daß das Bewußtsein nicht erfreulich lebendig sei, wie natürlich sich unsere Umgangssprache mit den Grundlagen unserer Staatsform verbindet:

An der Schlußkundgebung des Basler Kirchentags ließ man die Arbeitsberichte der Diskussionsgruppen schweizerdeutsch erstatten, und zwar in fünf verschiedenen Dialekten, jeden Bericht in einem andern. Man demonstrierte damit den *Föderalismus*, die Mitarbeit von Kirchentagsbesuchern aus allen Landesgegenden der deutschsprachigen Schweiz. Man demonstrierte aber auch, und das ist viel wichtiger, *Demokratie:* Teilnehmer aus allen Kreisen und Berufen hatten ihre Gedanken in den Diskussionen beigesteuert, auch Leute, die nur schwer schriftdeutsch hätten formulieren können: Die Mundart veranschaulichte so das Mitspracherecht für alle.

Jeder nach seinen Fähigkeiten

Es ist nicht zu bestreiten, daß nur ein kleiner Teil unserer Redner — bestimmte Berufsgruppen (Akademiker, Kaufleute) vor allem — den freien hochdeutschen Ausdruck so beherrschen, daß sie sich darin so vielseitig und ungehemmt zu bewegen vermöchten, wie es dem Deutschschweizer in seiner mundartlichen Umgangssprache möglich ist; ist er in der Schule doch nur ins «Schrift»-deutsche eingeführt worden, in eine Schreib-, Lese- und Vortragssprache, in der die spontanen Ausdrucksmittel und die lockere Formstufe des freien Sprechens vernachlässigt — wenn nicht sogar bekämpft worden sind.

Das kommt sicher einem Fachreferat oder einem militärischen Befehl zugut, beeinträchtigt den rednerischen Ausdruck aber dort, wo persönliches Erlebnis und Urteil die Äußerung prägen, die Rede die innere Zwiesprache mit den Zuhörern anstrebt oder — wie an Runden Tischen — in die gemeinsame Aussprache einmündet.

Hier hält die Umgangssprache dem Gelegenheitsredner Mittel bereit, die er ungern missen möchte. Selbstverständlich gibt es daneben Redner, die sich hochdeutsch genau so zugriffig und beschlagen, ja oft gewandter als in ihrem Dialekt ausdrücken können: wichtig ist allein, daß man weder dem einen die Mundart noch dem andern sein Schriftdeutsch übel nimmt, sondern einzig fragt, ob er sich zweckmäßig und anregend ausdrücken kann.

Daß eine solche Toleranz, die weder das Hochdeutsche — wie weithin in Deutschland — sozial über die Mundarten stellt, es als besser und feiner bezeichnet, noch die Mundart als das A und O aller Ausdrucksweise bewertet, heute fast selbstverständlich geworden ist, versetzt uns in eine glückliche Lage: sie öffnet dem Redner mit der freien Wahl zwischen Mundart und Schriftdeutsch oft eine Gestaltungsmöglichkeit, die seinen sprachlichen Spielraum belebt und erweitert. Sein Entscheid kann, wenn ihm die Ausdrucksmittel in beiden Sprachformen gleicherweise zur Verfügung stehen, Wesentliches zum Stil seiner Ausführungen beitragen.

Vom Heidelberger Katechismus und der Entwicklungshilfe

Es gibt Fragen theoretischer Natur, die fest mit einem schriftsprachlichen Begriffs- und Formelschatz verbunden sind. Ich denke da an jenen Pfarrer, der im Rahmen einer kirchlichen Vortragsreihe eine Frage aus dem Heidelberger Katechismus erläuterte. Er lehnte sich dabei so eng an dessen Text an (der auch den Zuhörern vor Augen lag), daß fast jeder zweite Satz zu einer bloßen Umschreibung, ja zum Zitat des schriftdeutschen Wortlauts wurde. Was ihn bewogen hatte, dennoch die Mundart zu wählen, war wohl der kleine Kreis, der Wunsch, den Ton eines ungezwungenen Gesprächs über eine gemeinsame Lektüre zu finden. Sprachlich aber bereitete er sich damit Schwierigkeit über Schwierigkeit.

Man hat in solchen Zusammenhängen immer wieder die Frage aufgeworfen, ob die mundartliche Rede sich die Behandlung schwieriger gedanklicher Fragen nicht besser überhaupt versagen und sich auf Gegenstände des praktischen Alltags beschränken sollte. Eine solche Aufteilung erscheint auf den ersten Blick zwar zweckmäßig, wer sich die Folgen indes genau überlegt, erkennt, daß damit die Entwicklung des Schweizerdeutschen einen völlig andern Verlauf nähme. Würden wir nämlich darauf verzichten, mit der Mundart auch in alle aktuellen wirtschaftlichen, politischen und geistigen Bereiche hineinzugreifen, und sei es noch so behelfsmäßig, so geriete das Schweizerdeutsche bald in die Lage anderer deutscher Mundarten, die längst in eine nicht nur sozial, sondern auch geistig eingeschränkte Rolle verdrängt sind. Bei uns hat sich die Mundart als allgemeine Umgangssprache behauptet, weil wir dazu angehalten sind, jedes Gedankengebiet, und sei es noch so theoretisch, darin zu erörtern.

Der Fehler des Pfarrers mit dem Heidelberger Katechismus war nicht, daß er die schwierigen Sätze in die Alltagssprache seiner Gemeinde übertragen wollte, sondern wie er sie übertrug oder eben nicht übertrug, indem er bloß Wort um Wort in ein schweizerdeutsches Lautgewand kleidete. Wie viel besser stimmten da Absicht und Verwirklichung im folgenden, ebenfalls von einem Pfarrer stammenden Beispiel überein:

Es war am Basler Kirchentag, an der schon erwähnten Schlußkundgebung. Der Mann war beauftragt, die Ergebnisse der Arbeitsgruppe «Staat und Politik» zusammenzufassen. Man hatte für diese mündlichen

Kleine Dinge

wenn das Thermometer draußen weit unter dem Gefrierpunkt steht.

Im Februar, wenn die anderen Insekten noch tief in der Kältestarre liegen, beginnt die Bienenkönigin bereits mit der Ablage der ersten Eier. Das Volk heizt jetzt die Brutwaben auf 32 bis 35 Grad und behält diese Temperatur unverändert bis in den Herbst hinein bei. Als Brennstoff dient der Honigvorrat; ein Volk von 20 000 Tieren verbraucht im Verlaufe eines Winters 12 bis 15 Kilogramm des süßen Nährstoffes. An heißen Sommertagen droht der Brut die Gefahr der Überhitzung. Auch dieser Lage wissen die Bienen zweckmäßig zu begegnen. Als lebende Ventilatoren fächeln sie mit ihren Flügeln frische Außenluft durch das Flugloch in den Stock. Im Innern übernehmen andere Arbeiterinnen den kühlen Luftstrom und verteilen ihn mit wirbelnden Flügelschlägen über die Wabenfelder.

Erweist sich die Luftkühlung als unzureichend, so wird von einem nahen Bach oder Brunnen Wasser eingetragen und als feiner Film über die Waben verteilt – dies, um zusätzliche Verdunstungskälte zu erzeugen.

Als Registriergerät dieser lebenden Klimaanlage wirkt der fein entwickelte Temperatursinn der Bienen. Er bestimmt das Verhalten der Tiere, er befiehlt, ob geheizt oder gekühlt werden muß. Die erwünschte Wirkung kann jedoch nie durch ein einzelnes Individuum, sondern immer nur durch das Zusammenwirken einer großen Zahl von Einzeltieren erreicht werden.

Bei all den erstaunlichen Vorgängen im Bienenstaat müssen wir uns stets darüber klar sein, daß sie nicht bewußt vollzogen werden, sondern zwangsmäßig ablaufen. In diesem Sinne haben wir es hier mit einem echten, wenn auch nicht-elektronischen *Regelkreis* zu tun, wie wir ihn in unseren eigenen Klimaanlagen zur automatischen Steuerung von Temperatur und Luftfeuchtigkeit verwenden – auch bei hochentwickelten Insektenvölkern scheint Air condition zum üblichen Standard zu gehören.

Armin Heller

Wir müssen nicht

Letzthin saß ich wieder einmal mit einem Bekannten zusammen, der vor etwa zwei Jahren pensioniert worden ist. Damals war er Abteilungsleiter einer größeren Firma. Er freute sich auf die Pensionierung, auf die Zeit, da er nicht mehr morgens um acht Uhr im Büro sein müßte und abends doch nie mit den andern Feierabend hätte. Der ewig gleiche Tramp durch Jahrzehnte war ihm gründlich verleidet. Er träumte von Reisen, Wanderungen, Kunstausstellungen, die er besuchen wollte usw. Er war fröhlich und guter Dinge.

Inzwischen hat er sich sehr verändert. Das Zusammensein mit ihm ist durchaus kein Vergnügen mehr. Als wir uns, wie gesagt, letztesmal trafen, kam er gerade aus einem unserer großen Warenhäuser. Zornig saß er nun mir gegenüber am Tisch im Café. «Was für ein Mist da angeboten wird! Plastikhäuschen und Schäufelchen und siebenhundert verschiedene Krawatten und Berge von Schokolade und Süßigkeiten, die nur die Zähne verderben, und dann diese unsittliche Reklame, reine Pornographie, sage ich dir! Und was für Quatsch die Weiber da zusammenkaufen. Man sieht genau, daß sie das gar nicht brauchen, daß sie da nur der Verführung einer gerissenen Propaganda zum Opfer fallen. Es ist nicht zum Anschauen, was da getrieben wird!»

So ging es noch eine Zeitlang weiter. Endlich fragte ich ihn: «Warum gehst du dann durch dieses Waren-

Berichte das Schweizerdeutsche gewählt, sie zuvor aber schriftdeutsch redigiert.

Vor die Aufgabe gestellt, den Satz

«Nationen, die diesen Dienst in Anspruch nehmen möchten, sollen auf unsere Bereitschaft zählen können; wir wollen in noch größerem Maße als bisher schwachen und benachteiligten Völkern Hilfe leisten»

in sein Berndeutsch zu übertragen, fand der Sprecher folgende Lösung:

«Di angere Völker sölle wüsse, dass si nid vergäbe a üsi Düür dopple, wes de um daas geit. Und no eis: Mir si baraat u meine, me mües no mee as bis itze Völkere hälfe, wo schwach si oder hingerab müesse nää i üser Zit.»

Wörter wie «Bereitschaft, benachteiligt», Wendungen wie «einen Dienst in Anspruch nehmen wollen», «auf unsere Bereitschaft zählen können», «in noch größerem Maße als bisher», die sich wohl zur Not in die Mundart herübernehmen lassen, darin aber gestelzt oder zitiert wirken, sind durch Ausdrucksweisen ersetzt, die der Mundart geläufiger sind: verbal aufgelöst, wo die Vorlage ein abstraktes Substantiv enthält (baraat si und meine; Völkere hälfe); in ein Bild übertragen, wo der Begriff fehlt (nid vergäbe a üsi Düür dopple; hingerab müesse nää).

Das Beispiel mag den Eindruck erwecken, Ziel einer solchen Umsetzung ins Schweizerdeutsch sei eine Art vollständiger Übersetzung aus der einen in die andere Sprache. Das hieße einem Mißverständnis anheimfallen, das leider noch immer in den Köpfen mancher Sprachfreunde herumgeistert: das Schriftdeutsche sei für uns eine Fremdsprache. Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch sind doch nur zwei Formen ein und derselben Sprache, die sich sogar weitgehend überschneiden und nur je in begrenzten Bereichen Mittel besitzen, die der andern Form in geringerem Maße oder überhaupt nicht zur Verfügung stehen. Ihr rechtes Verhältnis ist nicht als Gegensatz, sondern als Ergänzung aufzufassen. Wie dies gemeint ist, veranschauliche ein weiteres Beispiel:

«Vögelichruut»

Ein Naturwissenschafter spricht über die Pflanzen- und Tierwelt der Moore, die er seit der Bubenzeit wie seinen Hosensack kennt. Ein Bild zeigt den Klappertopf: «Vögelichruut» und «Chlapfeni» sind Bezeichnungen, die der Vortragende als Bub kennengelernt hat und die sich auf die äußeren Merkmale — Form und Klappergeräusch — beziehen. Der Wissenschafter aber gibt sich mit diesen Äußerlichkeiten nicht zufrieden; er möchte auch wissen, wie die Pflanze sich ernährt und warum die Vegetation in ihrer Nähe serbelt. Hier versagen die herkömmlichen Wörter der Mundart. Sie greift hinüber in den Begriffsvorrat der Wissenschaftssprache, der Vortragende spricht von «Schmarotzertum» und «Photosynthese», von «organischen Stoffen» und «Assimilation»: das sind Wörter, die aus einer anderen Tradition und aus einer anderen Sprachwelt stammen: Unmittelbare Anschauung und physiologisches Denken, Mundart und Schriftsprache ergänzen sich zu einem Gesamtbild der

Pflanze, das vielseitiger ist als das umgangs- oder wissenschaftssprachliche Bild allein.

Möglich also ist die Behandlung schwieriger Themen in der Mundart immer. Unbefriedigend wirkt sie, wenn die Gedanken durchwegs zu begrifflich gefaßt bleiben; beglückend wird sie, wo der mundartliche Ausdruck den schriftdeutschen zu verdeutlichen, vor allem aber, wo er ihn zu ergänzen vermag. Das Gegenrecht gilt; daß das Schweizerdeutsch auch unbehindert Schriftdeutsches aufnimmt, wo immer es *seine* Möglichkeiten ergänzt, versteht sich von selbst.

Falsche Hemmungen

Seltsam, in welch gespanntem Verhältnis gerade geschultere Leute zu ihrem Schweizerdeutsch stehen! «Was wollen Sie von mir schon? Gehen Sie doch zu meinem Großvater, der kann noch recht Zürichdeutsch!» so lautete gewöhnlich die erste Reaktion von Gewährsleuten auf meine Bitte, mir doch für eine Stunde oder anderthalb Red und Antwort zu stehen.

Ähnlich erging es einem meiner Freunde; wie oft wurde er bei seinen Erhebungen in Stäfa an die liebenswerte Amalie Halter-Zollinger «z Humbrächtike» gewiesen, die sich mit ihrem Bändchen «Meeder tuusig Sprüchwöörter und es Püscheli alt Redesaarde», ihren muntern Plaudereien am Radio und ihren Zeitungsbeiträgen als gründliche Kennerin der alten Zürichsee-Mundart ausgewiesen hat. Wir beide allerdings waren nicht auf sprachliche Museumsstücke aus — die sind längst in besten Händen, werden sorglich gehortet und mustergültig aufgearbeitet. Uns ging es um die unbekümmerte Durchschnittsmundart, ganz nach dem so beliebten Wort vom gewachsenen Schnabel — und was mußten wir dabei feststellen? Männiglich gab sich, wenigstens in den ersten zehn Minuten, alle Mühe, diesen Schnabel mit Patina zu versehen. Da hieß plötzlich wieder Nidel und Anke, was längst zu Rahm und Butter geworden war, Fäischter und Wulche, Barile und Chruselbeeri, wo wir doch schon Fänschter, Wolke, Aprikosen und Stachelbeeri erwarteten.

Solche Demonstrationsmundart begegnet auch in Reden. Den Vogel abgeschossen hat da ein Hochschulprofessor, der ein Podiumgespräch mit der Bitte ans Publikum eröffnete, die nötige Nachsicht den Gesprächsteilnehmern gegenüber walten zu lassen, gebe es doch auch in manchen mexikanischen Bars eine «Taffäre» — Amalie Halter braucht dieses Wort für «Tafel» — auf der zu lesen sei: «Man bittet, nicht auf den Pianisten zu schießen.»

Was mich hier bedenklich stimmt, ist das Mißverständnis zwischen dem effektiven Stand der Mundart dieses Professors und der Idealform, die er anstrebt. Warum will er urgroßväterlicher sprechen als sein Urgroßvater? Ich freue mich an einer mundartlichen Bezeichnung wie «Vögelichruut» für den «Klappertopf» und suche sie zu bewahren, weil sie mein Erlebnis einer pflanzlichen Form bereichert. Es fällt mir aber schwer, «Taffäre» zu sagen, wenn ich mir doch kein anderes Brett darunter vorstelle und alle Welt nur «Tafle» sagt.

haus, wenn es dich so ärgert? Du mußt doch nicht!» Und ich erinnerte mich an ein anderes Gespräch mit einem jungen, revolutionären Mann, der mir einen langen Vortrag über die Manipulation in unserer Gesellschaft gehalten hatte. «Sehen Sie», hatte auch er gesagt, «am besten erkennt man die Manipulation in unserer Gesellschaft beim Gang durch unsere Kaufhäuser. Was da für Zeug angeboten wird! Da werden Bedürfnisse geschaffen, die keine sind. Die Menschheit läßt sich manipulieren.»

Der junge Mann ist sozusagen ein Kettenraucher. Als er mit seinem Vortrag fertig war, fragte ich ihn: «Warum rauchen Sie eigentlich so viel? Ist das ein echtes Bedürfnis, das Sie hier befriedigen? Und wenn nicht: Warum lassen Sie sich manipulieren?»

Mein Gesprächspartner sah mich einen Augenblick lang ganz verblüfft an, dann sagte er: «Ja, eigentlich haben Sie recht. Aber sehen Sie, auch wir können uns der Manipulation nicht ganz entziehen. Wir sind integriert, da kann man nicht einfach ausbrechen. Da hilft nur eine grundsätzliche Umwälzung dieser Gesellschaft.»

Wahrscheinlich klang es nicht sehr höflich, als ich ihm antwortete: «Was für einen Mist Sie da verkaufen wollen! Aber sehen Sie, den nehme ich Ihnen nun nicht ab. Sie müssen nicht rauchen, wenn Sie nicht wollen. Sie müssen nichts kaufen, was Sie nicht brauchen, wenn Sie nicht wollen. Sie haben einen freien Willen. Sie haben – ich hoffe es – ein kritisches Bewußtsein, das Ihnen ermöglicht zu unterscheiden zwischen Dingen, die man braucht und solchen, die mehr als überflüssig sind. Und kein Mensch, keine Firma, kein Werbetexter, keine Regierung, niemand kann Sie zwingen, etwas zu kaufen, das Sie nicht wollen.»

Das Jammern über die «manipulierte Gesellschaft» vermag ich allmählich so ganz ernst nicht mehr zu nehmen. Nicht daß es die berechnenden Verführer – gerade der Jugend – nicht gäbe. Aber wenn Leute mit Verstand, die eine neue Gesellschaft bau-

Laut gedacht

en wollen, sich selber so unbesehen manipulieren lassen, oder wenn andere Leute mit der Erfahrung von Krise und Arbeitslosigkeit sich so sehr nach der «guten alten Zeit» zurücksehnen, dann höre ich wohl die Botschaft, allein mir fehlt der Glaube – an das echte Leiden an dieser Gesellschaft nämlich. Mir scheint vielmehr, es werde hier das Leiden an sich selbst, das eigene Ungenügen, auf einen Sündenbock, eben die Wohlstandsgesellschaft, projiziert.

Keiner muß, wenn er nicht will, sich manipulieren lassen. Das Verstehen der Freiheit besteht nämlich nicht darin, jeden Blödsinn mitzumachen, sondern gerade darin, nicht mitzutun, wo andere unsere Unabhängigkeit in Frage stellen wollen. ◘

Die neu übergetretenen Viertkläßler hatten mit den Tücken eines Stufen- und Lehrerwechsels zu kämpfen, als bei der Anschrift eines neuen Heftes Kurt einen großen schwarzen Tintenklecks erblickte.

Der Lehrer zitierte Kurt nach vorn. Unter Schluchzen erklärte er: «Ich bis nöd gsi; de Gopfried hätt en gmacht!» Also wurde der Banknachbar nach vorn gerufen, worauf dieser unter Tränen beteuerte, auch er sei an diesem Vorfall unschuldig. Da meinte der Lehrer mit ernster Miene: «Im Kurt sym Heft häts en große Tolgge. Er behauptet, er chönni nüt derfür, du Gopfried heigsch en gschupft. De Gopfried aber wott au nöd tschuld sy und seit, du Kurt heigsch de Tolgge sälber gmacht. «Wem söll i jetz glaube?» Darauf Gopfried: «Glaubed si nu miir, Herr Lehrer, ich gange nämlich i d Sunntigsschuel!» *R. H.*

Schweizerdeutsch

Daß sich jeder einige Kuriositäten aneignet, weil er Freude an der Farbigkeit der Mundart hat und gerne einige höchstpersönliche Ausdrücke gebraucht, und daß sich sprachliche Eigentümlichkeiten einer Familie oder eines Dorfquartiers erhalten, gehört sicher zum Wesen und zum Reiz des Dialekts. Aber die Vorspiegelung eines Dialektstandes, der sich seit bald zwei Generationen überlebt hat, schadet dem lebendigen Schweizerdeutschen meines Erachtens mehr, als alle Mundartpflege fruchtet.

Man verstehe mich recht: es geht nicht darum, sein Schweizerdeutsch überhaupt nicht mehr zu beachten, ihm die Zügel schießen zu lassen. Das wäre nicht etwa aus bloß liebhaberischen Gründen jammerschade, sondern ein Zeichen sprachlicher Unbildung, um nicht zu sagen Verdummung, halten doch unsere Dialekte in ihren Sonderbereichen wirklich Mittel bereit, die sich aus dem Schriftdeutschen nicht mehr ergänzen lassen. Ich denke da nicht einmal gleich an spezielle Gebiete wie die Benennung der Tier- und Pflanzenwelt, der Berg- und Geländeformen oder bäuerlicher Verrichtungen als an die Haus- und Familiensprache mit ihren feinen Schattierungen etwa in der Bezeichnung unserer Stimmungen und Gefühlsäußerungen. Solche Ausdrucksmittel preiszugeben heißt, einen Rückschritt in der sprachlichen Bewältigung unserer Umwelt tun. Wer aber an unserem Gegenwartsschweizerdeutsch überhaupt keinen guten Faden mehr läßt, muß sich nicht wundern, wenn seine Zuhörer, von einer zu umfassenden (und unrealistischen) Forderung entmutigt, ihrem Schweizerdeutsch nichts mehr nachfragen und nun die Zügel wirklich fahren lassen.

Vom Stil . . .

Ist die Mundart bildhafter als das Schriftdeutsche? Ja, wenn wir an unser Beispiel vom Basler Kirchentag denken. Nein, wenn wir etwa beobachten, wie viele Bilder das Schweizerdeutsche mit dem Schriftdeutschen teilt, dort offensichtlich entliehen hat. Immerhin ist die Bildhaftigkeit Folge eines anschaulichen und gefühlsbetonten Denkens; daß dieses in der Umgangssprache (also in der Mundart) dem begrifflichen Denken gegenüber vorherrscht, trifft noch immer zu.

Ist die Mundart weniger präzis und straff als das Schriftdeutsche? — Ja, meinte der Kommandant einer Division, der von seinen Offizieren in Unterricht und Befehlsgebung das Schriftdeutsche verlangt, nein der Kommandant einer andern, der selbst am Divisionsrapport Mundart spricht — Präzision und Straffheit seien eine Frage der inneren Haltung und nicht der sprachlichen Form.

Ist die Mundart weniger feierlich als das Schriftdeutsche? Der Außerrhoder und der Glarner Landammann eröffnen ihre Langsgemeinden schriftdeutsch, der Innerrhoder, der Obwaldner und der Nidwaldner schweizerdeutsch — feierlich sind alle ihre Ansprachen. An der Tausendjahrfeier unserer Kirchgemeinde sprachen der Abt von Einsiedeln und der katholische Kirchenpflegepräsident schriftdeutsch, der Regierungsrat und der Präsident der reformierten Kirchgemeinde zürichdeutsch — der Wechsel fiel kaum auf.

... und von der Technik der Mundartrede

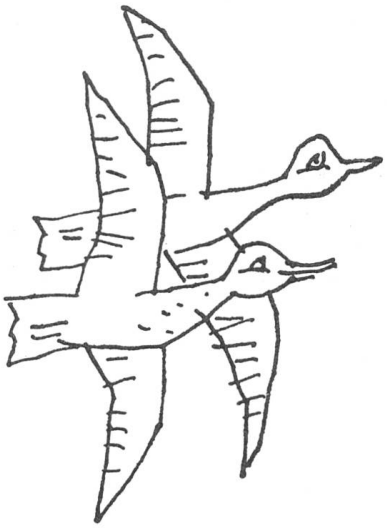
Mundartreden geraten am besten, wenn man sie frei hält, als Fortsetzung eines Gesprächs mit Freunden gleichsam. Das größte Hindernis ist ein bis zum letzten Wort festgelegtes schriftdeutsches Manuskript. Wohl gibt es Redner, und sie sind zahlreicher, als ich gedacht habe, die sich Zeit für ein vollständiges Mundartmanuskript nehmen, andere, die ihr schriftdeutsches Manuskript auf den mundartlichen Vortrag zuschneiden, indem sie Übersetzungen vormerken oder die Wörter und Sätze dem mundartlichen Sprachgebrauch anpassen. Andere wieder können sich während des Sprechens so vom schriftdeutschen Manuskript lösen, daß ihre Mundart praktisch unbeinflußt bleibt.

Ein Kreuz ist es mit dem ganzen Formelkram der Anreden, Verhandlungsformeln und -referenzen, ohne den unsere Versammlungen nun einmal nicht auszukommen scheinen; er besteht fast völlig aus schriftdeutschen Mustern, und nicht immer den einfachsten.

Rezepte gibt es nicht

Auf einen Nenner bringen lassen sich die Faktoren, die unseren Sprachbrauch bestimmen, nie. Bedauerlich ist einzig, daß uns oft keine Wahl bleibt, Schriftdeutsch oder Mundart zu sprechen, weil die Gepflogenheiten einer Versammlung, Gewohnheiten und Tabus, zufällige Regelungen zumeist, die eine oder andere Sprachform verlangen. Wie erfrischend ist da etwa die Praxis im Zürcher Stadtparlament, wo der eine Ratsherr erklären kann, als Hochschulprofessor könne er sich schriftdeutsch leichter und genauer ausdrücken, der andere nach einigen Jahren Ratsmitgliedschaft zur Mundart übergeht, weil Freunde ihn dazu ermuntern und er spürt, daß er damit besser ankommt.

Sollte einem Leser die kleine Sorge zur großen geworden sein, so höre er sich einmal ein Referat des Zürcher Finanzdirektors Rudolf Meier an: wer seine Probleme so klar durchdenken und so einfach darstellen kann wie er, dem stellen sich auch keine sprachlichen Sorgen mehr, ob er nun das Schweizerdeutsche oder das Schriftdeutsche wähle: beide Formen unserer Sprache sind diesem Meister der Rede willige Werkzeuge seines lauteren Denkens, seiner entschiedenen Meinung — und seines versöhnenden Humors!



Horch hin,
die Wildenten ziehn,
stille Segler
auf Meeren der Nacht
endlos vorbei
an den Stunden des Monds,
der Sterne,
gekielten Flugs
mit den Rufen
der hellen Gewissheit,
dass nahe, schon nah
die sichern Ufer des Lichts
und des lenzlichen Ziels;

horch hin,
die Wildenten ziehn!

Clarita Schmid